

Grabhügeln, deren Ausgrabung um 1835 eindeutig Relikte der Kelten erbrachte, Funde aus der Hallstattzeit, aus dem siebten vorchristlichen Jahrhundert.

Ein Letztes. Helmut Eck lässt ein Phänomen nicht unerwähnt, die «stadtplanmäßige Frauenunterdrückung»: 188 Straßen sind nach Männern benannt, nur 23 nach Frauen. Hier herrscht Nachholbedarf. Aber in einem der jüngsten Neubauviertel, der «Alten Weberei» in Lustnau, wurden 2012 immerhin neben drei Männern auch zwei Frauen als Namengeber neuer Straßen geehrt: die in Tübingen aufgewachsene, 1977 in Buenos Aires ermordete Sozialarbeiterin Elisabeth Käsemann und die Liederkomponistin Josephine Lang (1815-1880), die den in Tübingen studierenden württembergischen Königskindern Klavierunterricht erteilte.

Insgesamt ist dem Autor ein großartiges, höchst lesenswertes Buch gelungen, das zwar nicht als Nachtschlektüre geeignet, aber ein wunderbares Nachschlagewerk ist, ein Werk zur Geschichte der Stadt und für Geschichten, die unsere täglichen Wege begleiten und erhellen.

*Günther Schweizer*

*Sigrid Hirbodian und Tjark Wegner*  
(Hg.)

### **Was ist schwäbisch?**

#### **(Landeskundig, Tübinger Vorträge zur Landesgeschichte, Band 2).**

*Thorbecke Verlag Ostfildern 2016.*

*228 Seiten mit 37 Abbildungen.*

*Hardcover € 16,95.*

*ISBN 978-3-7995-2071-3*

Was ist schwäbisch? Darauf weiß mancher naturalisierte oder genuine Schwabe spontan eine Antwort: Eine große Portion Ehrgeiz und immer noch ab und zu am Bruddeln, das seien schwäbische Eigenschaften, die er sich selbst zuschreibe, sagte der Ex-VfB-Fußballer Sami Khedira im Stuttgarter Kindermuseum, als er die Mitmachausstellung «7 Superschwaben. Helden und Erfinder» besuchte. Beim Risiko reagiert der Schwabe erst einmal zurückhaltend, sagte ein Rechtsanwalt und Unternehmensbe-

rater anlässlich einer Diskussion zum Thema, ob der VfB Stuttgart seine Profiabteilung in eine Aktiengesellschaft umwandeln solle: Ehrgeizig, bruddelnd, risikoscheu! Das also ist schwäbisch. Und dann natürlich noch das Häuslesbauen! Der (bayerische) Kommunikationswissenschaftler Anton Hunger tourt mit seiner «Gebrauchsanweisung für Schwaben», in der es um Schaffer und Häuslesbauer geht, durchs Land. Seit Jahren hält Uli Keuler den Schwaben den Spiegel vor und die erkennen darin ihre Mödele und Marotten lachend wieder. Auch der Schwabenberliner Albrecht Metzger hat mit seiner «Schwabenoffensive» dem Schwäbischen kabarettistisch oft so tief auf den Zahn gefühlt, dass es einer Wurzelbehandlung gleich kam. Im SWR-Fernsehen amüsieren seit neuestem wieder Äffle & Pferdle in Honoratiorenschwäbisch die Zuschauer zwischen den Werbeblöcken.

Ja und bei der Großen Landesausstellung «Die Schwaben – zwischen Mythos und Marke» gab es große, tüchtige, sportliche, fleißige, tüftlerische, erfolgreiche, geistreiche und grüblerische Schwaben und Schwäbinnen en masse zu sehen. Man sollte also meinen, dass zum Thema alles gesagt sei, dass Konsens bestünde in der Frage: Was ist schwäbisch? Nun fängt mit diesem Buch, das als Protokoll einer Tübinger Vortragsreihe gelten kann, alles wieder von vorne an. Nach neun (interdisziplinären) Kapiteln mit Anhängen, legt man es aus der Hand und stellt mit einem abgewandelten Brecht fest: Und so sehen wir betroffen/Den Vorhang zu und manche Fragen offen.

Aber es gibt auch Antworten: Thomas Zotz liefert in seinem Aufsatz über «Das Herzogtum Schwaben in der Stauferzeit» eine spannende Historienkizze und bilanziert: Schwaben wurde zum Namen des (einstigen) Stauferlandes. Seine Ausführungen illustriert er u. a. mit Territorialkarten und mit den Stammbäumen der drei wichtigsten Handlungsgeschlechter (Staufer, Zähringer und Welfen) zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert. Andreas Schmauder steuert das Kapitel der Schwabenkinder aus Tirol, Vorarlberg und Grau-

bünden bei, die als juvenile und billige Saisonarbeiter den Sommer über den Bauern in Oberschwaben zur Hand gingen. Dieses Kapitel ausbeuterischer Kinderarbeit von acht bis vierzehnjährigen Mädchen und Jungen ist gut erforscht, nicht zuletzt bieten die Dienstbotenverzeichnisse der württembergischen Gemeinden im Bereich Bodensee/Oberschwaben die Basis dafür. Die Zeit der «Schwabenkinder» währte vom 17. bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie ist auch in zwei Museen (Freilichtmuseum Allgäu-Oberschwaben Wolfegg und im Humpis-Quartier Ravensburg) gut dargestellt.

Hochinteressant lesen sich auch die zwei Beiträge von Hubert Klausmann und Damaris Nübling. Ersterer spürt der «Entstehung, Gliederung und Entwicklung eines südwestdeutschen Dialekts» nach, einem alemannischen Zungenschlag, den er als junge Mundart einordnet. Die Dreiteilung der Sprachgrenzen in Westschwäbisch, Zentralschwäbisch und Ostschwäbisch wird grafisch unterfüttert. Dass an anderer Stelle auch noch von einem südschwäbischen Sprachraum die Rede ist, irritiert zunächst, wird aber damit erklärt, dass der Autor in einer jüngeren Arbeit den schwäbischen Sprachraum viergeteilt hat. Eine Fundgrube sind seine tabellarisch notierten Dialektmerkmale: Schnee in Westschwäbisch heißt Schnae, in Zentralschwäbisch Schnae, in Ostschwäbisch Schnäa. Solche Beispiele sind kein Schnee von gestern, sondern durchaus noch aktuell gesprochene Sprache, wie der Autor feststellt. Damaris Nübling überträgt «Befunde aus dem Deutschen Familienatlas» auf die schwäbischen Familiennamen. Man könnte in ihrem Kapitel darüber nachsinnieren, wie die Faktoren Zeit und Zufall erstaunliche Ergebnisse zeitigen können. Ob sich zum Beispiel heute jemand Oesterle oder Österle schreibt, ob einer Aeugle oder Äugle heißt, hat sich um 1500 entschieden, als sich die Rufnamen zu Familiennamen verfestigten. Gutenbergs Buchdruckerfindung ist etwa zeitgleich einzuordnen. Seine beweglichen Lettern steckten aber noch in den Anfängen. Die Schriftschneider des 15./16.

Jahrhunderts schafften es anfangs nicht, die Versalien A O U als Umlaute mit zwei Pünktchen zu versehen, weil diese nicht auf den Schriftkegel passen. Deshalb kamen diese Typen im Setzkasten nicht vor. Die Schriftsetzer waren gezwungen, Ae, Oe oder Ue zu setzen. Später haben die Schrift- und Stempelschneider das Problem buchstäblich auf die Reihe bekommen, aber bis dahin hatten sich manche Aeugles, Oesterles, Oechsles, Oesterreichers, Ueckers oder Uedings schon dauerhaft verfestigt. Folgt man dieser Theorie, sind Familiennamen mit Ö, Ü und Ä jüngeren Datums als die mit Oe, Ue und Ae.

Zum schon genannten Schlagwort «Schaffe, schaffe Häusle baue» steuert Paul Münch ein eigenes Kapitel bei und stellt die Zusatzfrage: «Sind Schwaben besonders fleißig?» Und natürlich fehlt auch nicht die Überlegung, ob die Schwaben das Volk der Dichter seien. Stefan Knödler beleuchtet hundert Jahre «Schwäbische/Württembergische Literatur zwischen 1770 und 1870». Den schwäbischen Trobadors widmet sich Annette Gerok-Reiter mit «Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter: Von den Anfängen des deutschsprachigen Minnesangs».

Die kulinarische Komponente stammt von dem amerikanischen Professor Paul Freedman. Ihm verdankt die Welt nicht nur eine Geschichte des guten (Essens-) Geschmacks (History of Taste), sondern auch ein jüngst erschienenes Buch, in dem jene zehn Restaurants beschrieben werden, die Amerika veränderten (Ten Restaurants That Changed America). Jener Paul Freedman also hat sich im vorliegenden Fall über die schwäbische Küche hergemacht. Ariane Hof übersetzt seine wenig überraschenden Erkenntnisse, dass die Schwäbische Spätzles-Küche unter italienischem Einfluss entstanden ist. Es kann einem bei dieser Gelegenheit die Frage durch den Kopf gehen, ob die Herausgeber nicht auch einen italienischen Geisteswissenschaftler mit einem Faible für Pasta zu diesem Thema hätten finden können. Doch verdanken wir Mr. Freedman immerhin auch die erstaunliche Nachricht, dass die von

vielen für die am ältesten gehaltene aller schwäbischen Speisen zum ersten Mal 1831 in einer schriftlichen Quelle erwähnt wird und erst 1850 in einem Kochbuch auftaucht. Die Maultasche nämlich.

Wer dieses Buch nach 226 gelesenen Seiten aus der Hand legt, weiß eines mit Sicherheit: Schwäbisch bleibt ein weites Feld. Denn so viele interessante Geschichten auch von gestandenen Autoren erzählt werden, es bleiben Fragen offen. Auch die zentrale: Wer sind sie, woher kommen sie, die Schwaben? Steffen Patzold bezweifelt in seinem Beitrag «Was ist schwäbisch? Alamannen und Schwaben am Beginn des Mittelalters» die Vorstellung, dass von Elbe und Havel in den Südwesten gezogene Suevie den Kern des größeren Verbandes der Alamannen bildeten. Sein Glaubenssatz: ... Weil wir nicht annehmen dürfen, dass es so etwas wie einen «alten», «reinen» «Wesenskern» des Schwäbischen gäbe, den wir durch einen Blick in die Geschichte erkennen könnten ... Sein Fazit: Schwäbisches ist nicht einfach, sondern wird gemacht. Immer aufs Neue. Zygmunt Bauman kommt einem in den Sinn und seine These von der liquid society.

Nachdenklich schlägt man das Buch zu, blickt auf den Umschlag, den der Lichtenstein zierte. Verhält es sich womöglich mit «schwäbisch» so wie mit diesem Märchenschloss? Eine schiere Fiktion? *Reinhold Fülle*

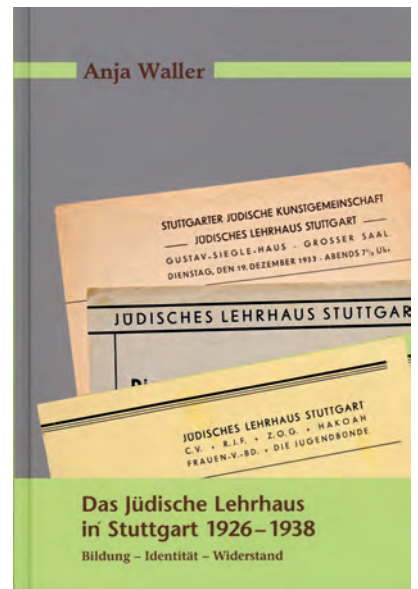
*Anja Waller*

### **Das Jüdische Lehrhaus in Stuttgart 1926–1938.**

**Bildung – Identität – Widerstand.**

*Verlag Regionalkultur Ulmstadt-Weiher 2017. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, 111). 325 Seiten mit 8 Abbildungen. Fester Einband € 20,-. ISBN 978-3-95505-006-1*

Am 14. Januar 1933, also wenige Tage vor der NS-«Machtergreifung», kam es im Jüdischen Lehrhaus Stuttgart zu einem Religionsgespräch zwischen dem jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber und dem protestantischen Theologen Karl Ludwig Schmidt: «Schmidts scharfe Dialektik



und Bubers aus tiefer Gläubigkeit gestaltete Antwort» – so ein resümierender Zeitungsartikel – «offenbarten das Trennende, das aber als Glaubenserlebnis zweier von ihrer Wahrheit durchdrungener Männer nicht verletzend, sondern versöhnlich anmutende» (Zit. S. 15). Das Glaubensgespräch der beiden Männer, das die Autorin auch als Ausgangspunkt ihrer Darstellung wählt, kann mit Recht als ein «Höhepunkt jüdisch-christlicher Annäherung» (ebd.) verstanden werden. Es war zugleich einer der Höhepunkte in der Geschichte des Jüdischen Lehrhauses in Stuttgart, dessen Entwicklung die Autorin in ihrer Stuttgarter Dissertation zwischen der Gründung 1926 und der 1938 im Gefolge der Reichspogromnacht durch die Nationalsozialisten erzwungenen Auflösung nachzeichnet.

Die Autorin ordnet die Gründung des Lehrhauses in die Geschichte des Lehrens und Lernens in der jüdischen Tradition ein. Im Judentum wird Lernen als religiöse Pflicht verstanden und zugleich als lebenslange Aufgabe. Dementsprechend gab es in der jüdischen Religion schon seit der Antike Lehrhäuser. Selbstverständlich waren diese auf den religiös-theologischen Bereich bezogen. Im Zentrum von Lehren und Lernen standen Tora und Talmud. Im Zuge der Aufklärung gingen religiöse Werte und Tradition im Judentum bzw. im Bildungswesen immer stärker verloren.